

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Burgess, Matt
Die Prinzen von Queens

Roman

Aus dem Amerikanischen von Johann Christoph Maass

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4306
978-3-518-46306-2

suhrkamp nova

**MATT
BURGESS**

DIE
PRINZEN
VON
QUEENS

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Johann Christoph Maass

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
Dogfight, A Love Story
bei Doubleday, a division of Random House, Inc., New York
© 2010 Matt Burgess

Umschlagfoto: © Julia Fishkin / Getty Images

Die Arbeit des Übersetzers am vorliegenden Text wurde vom
Deutschen Übersetzerfonds gefördert.
Der Übersetzer dankt Eike Schönfeld, der ihm
hierbei hilfreich zur Seite stand.

Die Koran-Zitate folgen der Übersetzung von Max Henning:
Der Koran, Stuttgart 1991.

suhrkamp taschenbuch 4306

Erste Auflage 2012

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Tom Ising, Herburg Weiland

ISBN 978-3-518-46306-2

DIE PRINZEN VON QUEENS



Für Georgina Banks

Wenn der Himmel sich spaltet ...
An jenem Tage flieht der Mann von seinem Bruder
Der Koran



TEIL I

Kleine runde Pillen

Mitten in Alfredo Batistas Hirn steht ein großer grauer Aktenschrank, der häufig geöffnet wird. Die Schubladen sind tief, die Hängemappen prall gefüllt mit einem Leben voller bedauerlicher Augenblicke. Irgendwo ganz hinten steckt eine Liste der Frauen, die er nie um ihre Telefonnummer gebeten hat. Dann die der aufgelaufenen Schulden. In der untersten Schublade, in separaten Mappen, die Dinge, die er nie gelernt hat: Auto fahren, einen Knuckleball werfen, nur mit der Zunge einen Knoten in einen Kirschstiel machen. Was noch? In der obersten Schublade findet sich ein Akte, die den Abend dokumentiert, an dem er das Spiel der Mets in der Annahme, der Run-Rückstand sei unaufholbar, frühzeitig verlassen hatte. Dort hängt auch die Warum-habe-ich-kein-Kondom-benutzt-Mappe. Und die überraschend dünne Verbrechen-an-meinem-Bruder-Mappe. Alfredo ist erst neunzehn, und bereits jetzt quillt der Schrank über vor Akten, von denen keine Staub ansetzt, denn in jede wird routinemäßig Einsicht genommen. Als Anlass genügt ein beiläufiges Wort, ein Gesicht im Vorbeigehen, und schon kommt eine Erinnerung hoch, geht eine Schrankschublade auf. Ein Bibliothekar für interkraniale Forschungen (Alfredo stellt ihn sich bebrillt, mit ausgefransten Hosenaufschlägen und Schuppen auf den Schultern vor) watschelt zu der offenen Schublade, zieht die richtige Akte heraus und leitet sie an die personell gut ausgestattete und effizient geführte Abteilung für Bedauern weiter. Dort betrachtet Alfredo die Mappe eingehend, er kann nicht anders. Er rekonstruiert die mit der Begebenheit verbundenen Sinneseindrücke. Mit krankhafter Akribie geht er durch, was gesagt und, natürlich, was nicht gesagt wurde. Verkettet die Ereignisse erneut.

Eine neue Akte muss angelegt werden. Sie wird mit dem heutigen Datum versehen, 14. Juni 2002, darüber kommt in klotzigen Großbuchstaben ein Name: SHIFRIN, VLADIMIR.

»Wer ist Vladimir Shifrin?«, sagt Alfredo.

Winston, ein dunkelhäutiger Haitianer mit langen, feingliedrigen Fingern, zieht den Schirm seiner Spiderman-Kappe tief ins Gesicht, schaut über die Schulter, senkt die Stimme zu einem konspirativen Wispern. »Soweit ich weiß«, sagt er, »ist Vladimir ein Drogendealer.«

»Deshalb rufst du mich an?«, sagt Alfredo. »Weckst mich? Schleppest mich hierher?«

Sie sitzen eng nebeneinander auf einer Holzbank im Travers Park, Jackson Heights. In Queens gibt es noch andere Parks wie den Astoria Park oder Flushing Meadows, in denen man unter einem Baum dösen oder die Nase in trompetenförmige Blumen stecken kann. Diese Parks bezeichnen die Reiseführer möglicherweise als idyllisch. Man kann dort sogar Gras aus der Erde rupfen. Aber hier in Jackson Heights sind Parks wie der Travers Asphalt-parks, geteerte Spielplätze. Hier gibt es keine Blumen oder Schmetterlinge, was allerdings niemanden abschreckt.

Es ist gerade zwei Uhr nachmittags – ein schöner, für die Jahreszeit ungewöhnlich kühler Freitag im Spätfrühling – und der Travers ist rappellvoll. Alle sind da. Mit Kind und Kegel. Es wird Fußball gespielt, Hand-Ball, Versteinern, Skilo und Skully. Man muss sich nur umschaun. Männer ohne Hemd spielen Basketball ohne Netz. Ein Vater macht Fotos von seiner kleinen Tochter, eine Chinesin tanzt zu den wasserartigen Rhythmen des Tai Chi, Teenager luchschen dem Nachbarschaftstrottel Zigaretten ab, Bienen, besoffen vor Vergnügen, schwärmen am Boden der Abfalleimer. Die Schaukeln quietschen. Ein alter Jude, Max Marshmallow, ein Freund von Alfredo, setzt einen anderen alten Juden schachmatt, aus dessen Körper alle Luft entweicht wie aus einer geplatzen Tüte Chips. Ein kleiner weißer Junge, seltsam still, hat den Kopf durch die vertikalen Streben eines Zauns gesteckt, und Alfredo

muss unwillkürlich an seinen Bruder denken, der neuerdings Tariq heißt und gerade seine letzten Stunden in der Strafanstalt Fish-kill absitzt. Auf dem Softballfeld spielen Pakistaner Cricket. Auf einer Bank in der Sonne trinken die Mexikaner, die der Arbeiterlaster an diesem Morgen nicht aufgelesen hat, einen Schluck aus ihrer braunen Papiertüte. Und in der Mitte des Parks, bei den Sprinklern, hockt eine gigantische Schildkröte aus Stein, als wäre sie vor Tausenden von Jahren von den Galapagosinseln Richtung Norden aufgebrochen und hätte beschlossen, hier Halt zu machen, mitten in einem Park im westlichen Queens, weil ihr die Gesellschaft kleiner Kinder und die gelegentliche Dusche mit Sprinklerwasser so gefallen. Alfredo versteht das. Er ist auch gerne hier. Ganz besonders fühlt er sich mit dem Vater verbunden, der seine Tochter knipst. Alles in allem wäre Alfredo jetzt aber doch lieber zu Hause, im Tiefschlaf, das Gesicht in ein Kissen gedrückt.

»Vladimir ist also ein Drogendealer«, sagt er. »Toll. Schön für ihn. Und, äh, sorry, warum geb ich da einen Furz in Stereo drauf?«

»Hohoho«, sagt Winston. Er rutscht auf der Bank zur Seite, geht extra weit auf Abstand. »Ich nehme an, du gibst einen Furz in Stereo drauf, weil *du* mir gesagt hast, ich soll einen Drogendealer auftreiben, der ...«

»Eigentlich hatte ich gesagt, du sollst einen Hund auftreiben.« Na ja, um ehrlich zu sein, hatte Alfredo Winston gesagt, er solle beides auftreiben, einen Hund und einen neuen Dealer, möglicherweise sogar beides in einem, einen neuen Dealer, der einen Hund spazierenführt. Aber Alfredo wird hier ohnehin noch einigen Scheiß zum Besten geben, weil er müde ist, weil er Blasen an den Füßen hat, weil – das vor allem – Winston diese rot-blaue Spiderman-Kappe aufhat. Alfredo starrt sie unverwandt an, und seine Augen werden immer schmaler. »Aber statt von einem Hund erzählst du mir von ...«

»Vladimir.«

»Erzählst du mir von Vladimir. Er ist nicht zufällig ein dealender Hund?«

»Er ist ein dealender Fünfzehnjähriger. Dealt vor der katholischen Schule an der 31st Ave ...«

»Der McClancy?«

»Sachte, sachte, nun mal nicht so neugierig. Er dealt vor der McClancy. Er geht auf die McClancy. Ist ja gerade mal fünfzehn und so. Und vielleicht hat er ja genau den Stoff auf Lager, den wir für Jose besorgen müssen.«

»Tariq«, verbessert Alfredo.

»Sorry. Vielleicht hat er ja genau den Stoff auf Lager, den wir für Tariq besorgen müssen. Ups. Entschuldige. Vielleicht hat er ja genau den Stoff auf Lager, den *du* für Tariq besorgen musst.«

»Und?«

»Meine Fresse, hast du eine Scheißlaune. Vielleicht sollte ich einfach mal zu Gianni's gehen.« Aber Winston haut genauso wenig ab, wie die Steinschildkröte über den Zaun springt. »Hast du auch nur die leiseste Ahnung, wie unverschämt du gerade bist?«, fragt er. »Ich erzähl hier ne Geschichte, und du *versuchst* nicht mal zuzuhören. Du glotzt im Park rum. Gott weiß wohin. So komm ich in keinen guten Erzählrhythmus, verstehst du, was ich meine?«

»Wo ist die Mets-Kappe?«, sagt Alfredo.

Winston blickt zur Seite. »Oh.«

Entweder wegen Stress oder Drogenmissbrauch leidet Winston an Alopezie, ein Leiden, von dem ihm die Haare büschelweise ausfallen. Kringel auf dem Kopfkissen. Ein Nest im Abfluss. Alfredo bedauert ihn, hat richtig Mitleid und gibt auch die erforderlichen schnalzenden Geräusche mitfühlender Freundschaft von sich, spielt jedoch das Problem nicht herunter, sagt Winston nicht, es sei gar nicht so schlimm oder man müsse sich deswegen keine Sorgen machen. Geschäft ist Geschäft, und Alfredo betrachtet Winstons quilt-artige Kopfhaut als geschäftsschädigend. Der arme Kerl – übergewichtig, Glupschaugen, aschfahle Haut – ist auch so schon ein ziemliches Opfer, und die Alopezie macht es nur noch schlimmer. *Rasier dir die Birne*, rät ihm Alfredo. *Du bist ein fetter schwarzer Haitianer. Wir leben im Nach-Jordan-Zeitalter.* Aber

Winston sagt Och nö. Er glaubt, er habe Dellen im Schädel. Er glaubt, er sei als Baby zu oft fallen gelassen worden und sähe jetzt mit einem vollständig kahlen Schädel lächerlich aus. Er glaubt, möglicherweise habe er gar keine Alopezie und die Flecken würden wieder nachwachsen, ab morgen oder vielleicht übermorgen. In der Zwischenzeit trägt er seine rot-blaue Spiderman-Kappe mit dem Netz. Das Problem ist bloß, dass die Unterstützung durch den Superhelden Winston kein bisschen weniger angreifbar macht. Das Rot reizt die Crips, das Blau die Bloods. (Winstons Haut – schwarz – tut ihm bei den Latin Kings, Vice Lords, Netas oder der MS-13 keinen Gefallen.) Also kauft ihm Alfredo neue, repräsentativere und gleichzeitig farbneutralere Kappen. Strickmützen im Winter. Baseballkappen, wenn es warm ist. Aber binnen Tagen werden diese verschlampt, auf irgendeinem Dach oder bei einem Kunden unterm Sofakissen vergessen. Am Montag hatte ihm Alfredo eine der neuen schwarzen Mets-Kappen mitgebracht, und nun, Freitag, ist Spidey wieder da.

»Ich glaub, die hab ich gestern Abend in der Subway liegen lassen.«

»In der Subway«, sagt Alfredo. »Kann ich dich mal was fragen ...«

»Keine Ahnung«, sagt Winston. Er fummelt an dem gesplitterten Holz der Bank herum. »Du kaufst mir immer diese Kappen, und ich find sie ja auch gut. Im Ernst. Und ich schwör bei Gott, ich will sie auch nicht verlieren. Es ist bloß, keine Ahnung. Ich weiß nicht, was mit mir los ist.«

Auf der Flucht von den Hand-Ballfeldern hüpfte ein blauer Sky-Bounce-Ball an ihrer Bank vorbei. Alfredo beugt sich vor und hebt ihn auf. Lässt ihn nicht mal springen. Er spürt die Versuchung, ihn sich an die Nase zu halten – er liebt den scharfen, sommerlichen Gummigeruch –, aber das könnte verdammt merkwürdig aussehen, also wirft er ihn unbeschnüffelt zurück zum Spielfeld. Der Ball segelt über die Köpfe der Spieler hinweg, aber die Parkettetikette verlangt, dass sie trotzdem Danke rufen.

»Außerdem war die Kappe cool«, sagt Winston.

»Schon gut«, sagt Alfredo. »Erzähl mir von Vladimir.«

»Der verkauft nur Ecstasy. Nichts anderes. Kein Gras, kein Koks, kein Heroin. Bloß E. Ein reiner E-Pusher. Als ob wir 1997 hätten oder so.«

»War's das schon?«

»Bist du immer noch sauer wegen der Kappe? Frag mich mal, zu welchem Preis der sein E verkauft.«

Alfredo fragt.

»Zehn Dollar«, sagt Winston. Er lehnt sich auf der Bank zurück, streckt die Beine aus. »Zehn Dollar für die ganze Pille. Das, mein Freund, ist sein Preis.«

»Grausam«, sagt Alfredo. »Für zehn Dollar kriegt man nicht mal mehr Crack. Wenn ich mit Isabel ins Kino will, kostet es uns das Doppelte. *Kino*.«

»Und frag mich mal, wer sein Verbindungsmann ist. Sein Bruder. Das ist sein Verbindungsmann. Wie er heißt, weiß ich nicht, nennen wir ihn einfach mal Boris.« Winstons Füße tapsen einen fröhlichen Rhythmus, während er spricht. »Dieser so genannte Boris? Der ist Chemiker. Boris, der Chemiker. Solchen Scheiß kann man sich gar nicht ausdenken. Die beiden sind frisch runter vom Schiff, Boris und Vladimir. Seit drei Wochen hier oder so. Vielleicht länger, keine Ahnung. Boris, soweit ich das sehe, stellt das X in seiner Wohnung her. In der Küche vermutlich. Fakt ist das aber nicht. Das nehmen wir bloß an. Das Gerücht geht so, dass er sich seinen Laborkittel überzieht, mit seinen Messbechern jongliert und was weiß ich wie viele Stunden später das X zusammengeköchelt hat. Er weiß noch nicht mal, dass man da eine Prägung draufmacht, also gehen die Pillen ohne Logo raus.«

Alfredo schüttelt den Kopf. »Die geben ihrem Produkt keinen Namen.«

»Die haben keinen Schimmer, was sie da eigentlich machen. Boris gibt die Pillen also Vladimir, und Keule steht jeden Tag ab Punkt drei Uhr vor dem Schultor. Und unterbietet das ganze beschissene Viertel. Weil, was kratzt es die?« Winstons Hintern

schwebt nun über der Bank. »Es gibt keinen Zwischenhändler. Von der Küche auf die Straße. Zehn-Dollar-Ecstasy.«

»Hast du's probiert? Ist der Scheiß gut?«

Winston verzieht das Gesicht. »E hab ich schon superlange nicht mehr genommen. Hast du von diesen Laboraffen gehört? Denen die Sicherungen durchgeglüht sind?« Er knibbelt an der Nagelhaut am Daumen. »Außerdem – nicht, dass ich damit auf dicke Hose machen will oder so – hör ich mit allen Drogen auf. Einschließlich Gras. Ab morgen.«

»Ab morgen«, sagt Alfredo. Er beobachtet zwei kleine indische Mädchen, die an der Bank vorbeimarschieren. Sie haben die Schultern hochgezogen und halten Dollarscheine in ihren kleinen braunen Fäusten.

»Aber die Schnösel«, sagt Winston und stößt Alfredo mit dem Ellbogen an, »von der katholischen Schule da? Kaufen Vladimirs komplette Bestände auf. Sind fünf, sechs, sieben Tage die Woche auf X unterwegs.«

»Die armen Nonnen«, sagt Alfredo. Hinter der Ecke erklingt eine vertraute Melodie: das patentgeschützte, nervende Du-du-die-du von Mister Softee, dem Eismann. Kinder rennen ineinander, grapschen nach den Portemonnaies ihrer Eltern, lassen die Köpfe im Laktosekoller vor- und zurückschnellen. Der Eiswagen kommt vor dem Parkeingang zum Stehen. Das Gebimmel ist nun lauter, die Kinder fiebern. Alfredo nimmt die Brille ab und haucht auf die Gläser. Als er sie wieder aufsetzt, grinst er – freut sich, dass die beiden indischen Mädchen ganz vorne in der Eisschlange stehen.

»Hast du was von dem Geld dabei, das du mir noch schuldest?«, sagt Winston. »Ich könnte ein Hörnchen vertragen.«

»Wie viel davon ist Fakt?«, sagt Alfredo. »Du weißt, was ich meine. Was diesen Vladimir angeht. Die Küche. Das Zehn-Dollar-E. Boris. Wie viel wissen wir genau?«

»Gar nichts«, sagt Winston. »Hab den Typen auch noch nie gesehen. Das hab ich alles bei Gianni's gehört. Paar Mal schon. Von

verschiedenen Leuten. Na, ja.« Er streckt die Hände zur Prüfung von sich, die kühlen weißen Innenflächen nach oben. »Das ist bloß Scheiß, den ich gehört hab.«

Alfredo wendet sich ab und lässt auf der Suche nach seinen Lieblingsmotiven den Blick durch den Park wandern. Der knip-sende Vater ist weg. Und der kleine Junge – wo ist er hin? – hat den Kopf irgendwie zwischen den Metallstreben herausziehen können. Wenigstens die Schildkröte ist noch da. Und Max Marsh-mallow drüben bei den steinernen Schachtischen, der sich einem weiteren Schachmatt entgegenräuspert und -raunzt. Er wird so lange hierbleiben wie ich, denkt Alfredo – für immer. Und, ah, hier kommen seine Oberlieb-linge, die kleinen indischen Mäd-chen, stolzieren an Alfredos Bank vorbei. Sie halten ihre Eistüten in die Höhe, die ersten Kinder, die mit Beute zurückkehren.

»Woher wusstet ihr, dass Mister Softee kommt?«, ruft er ihnen nach. »Habt ihr seinen Fahrplan im Kopf?«

Sie laufen schneller. Sprecht nicht mit Fremden, haben ihre Mütter sie gewarnt. Steigt nicht in Lieferwagen, streichelt nicht die Hunde von anderen Leuten, nehmt keine Bonbons an oder disku-tiert mit merkwürdigen Männern auf Parkbänken über Eis. Es verstört Alfredo, sich selbst mit ihren Augen zu sehen: als Bedro-hung. Er befragt seinen Schnurrbart und fragt sich, ob der ihm das Aussehen eines Kinderschänders verleiht. Seine Jeans vibriert. In der Hosentasche summt sein Handy – entweder ist es Baka, seine Drogen-Connection, wegen des Geldes, das Alfredo ihm noch schuldet, oder Isabel, seine Freundin, die anruft, um sicher-zustellen, dass Alfredo seinen puerto-ricanischen Hintern bis vier Uhr nach Hause bewegt, damit sie gemeinsam zum Elmhurst Hospital gehen können. Sie könnte den Erinnerungsanruf mit ei-ner Drohung krönen – falls du zu spät bist, rechne mit einer Brat-pfanne auf dem Schädel –, möglicherweise verabschiedet sie sich aber auch mit etwas Liebem, singt ihm ein Stückchen von irgend-einem spanischen Lovesong, den sie gerade auf Mega 97.9 gehört hat. Könnte so oder so laufen. Isabel ist im siebten Monat schwan-

ger, mit dem vorläufig so genannten Christian Louis Batista, und obwohl Alfredo mit der ganzen Sache vernünftig umzugehen versucht, hat er doch gewisse migräneträchtige Probleme damit, das Minenfeld ihrer Launen zu durchqueren. Schwanger! Letztes Drittel! Am liebsten würde Alfredo hinter den indischen Mädchen herrennen und ihnen sein Telefon unter die Nase halten. Seht ihr das? Da ruft meine Freundin an. Die Mutter meines Babys. Eine Frau, die mich liebt. Seht ihr? Ich bin nicht irgendein fieser Sittich. Ich bin Puerto Ricaner, amerikanischer Staatsbürger, Vater in spe. Aber Alfredo ist auch klar, dass hinter zwei kleinen Mädchen in einem städtischen Park herzurennen nicht die überzeugendste Art ist, um die Unschuld seiner Absichten zu belegen. Er bleibt auf der Bank sitzen und lässt das Telefon summen. Wenn Isabel will, dass er um vier zu Hause ist, dann hat er jetzt keine Zeit, Anrufe entgegenzunehmen. Keine Zeit für Bratpfannen oder Enriques »Experiencia Religiosa« oder die Karatetritte des kleinen Christian gegen die Gebärmutterwand oder irgendwelchen Scheiß, den Alfredos Mutter jetzt wieder gebaut hat. Er hat was zu erledigen.

»Sieh mal einer an«, sagt Winston. »Du knackst an der Vladimir-Sache ja richtig rum. Du so: ›Hey – hey.‹ Und so: ›Mein Mann hat ein paar Infos an den Start gebracht, die mal nicht ganz so scheiße sind.‹«

»Dieser Junge. Wird er viele Drogen dabeihaben?«

»Weißt du, was heute ist? Heute ist für alle Privatschüler der letzte Schultag. Kommen eine Woche früher raus, damit sie auf dem Weg in die Poconos nicht im Stau stehen müssen. Weißt du noch, als wir auf der Highschool waren? Der letzte Tag vor den Ferien? Die Kids standen Schlange für Drogen. Und die Dealer waren korrekt drauf.«

»Und Vl...«

»Und unser Freund Vladimir wird die Taschen voller Pillen haben. Seinen Schnitt machen wollen vor dem langen Sommer. Du verstehst?«

Alfredo steht auf, ihm ist schwindelig. »Alles klar«, sagt er. Er locht die Stechkarte, beginnt seinen Tag. »Los, ziehen wir ihn ab.«

Damals, als Alfredo und Winston noch kleine Scheißer und gerade Freunde geworden waren, stießen sie zufällig auf die Gasse. Für ein Auto zu schmal, aber breit genug, um einem Jungs-Duo im Teenageralter Unterschlupf zu bieten, folgte die Gasse auf eine zuvor gemachte Entdeckung – Marihuana – und war der perfekte Ort, um die ersten schlecht gerollten Joints zu rauchen. Keine Polizei, keine alten Damen, keine Schnorrer, die nur mal eben schnell ziehen wollten. Nur sie beide. Die Gasse ist T-förmig und Alfredo und Winston bedröhnen sich hinter einem zur Straße hin geschlossenen Tor. Links und rechts von ihnen befinden sich ein Waschsalon und ein Nagelstudio, die beide ihre eigene geruchssensitive, Marihuana kaschierende Chemie produzieren. Am Kopf des T stehen Zwei- und Dreifamilienhäuser, weit genug entfernt, so dass Nachbarn nur selten mit gekräuselter Nase die Bullen riefen; und nah genug, dass Winston und Alfredo in so einem Fall direkt auf die Häuser zulaufen, zwischen einer Vielzahl von Auswegen, dieser Einfahrt oder jenem Garten, wühlen und dann locker vom THC, das durch die Gefäße strömte, sicher auf die Straße schlüpfen konnten. Das ging Jahre so. Winston und Alfredo drückten sich in die Gasse und kamen eine Viertelstunde später wieder heraus, kichernd und rotäugig, eine Rauchwolke im Schlepp.

Das alles hörte auf, als Tariq ins Gefängnis kam. Denn als Tariq ins Gefängnis kam, fingen Winston und Alfredo an zu arbeiten, nutzten die Gasse nun als Ausgangspunkt ihrer geschäftlichen Transaktionen. Aus denselben Gründen, die sie für Erholungszwecke so perfekt machte – wenig exponierte Lage, zahlreiche Fluchtwege –, eignete sich die Gasse ebenso perfekt für professionelle. Aber quarzen ist nicht mehr, sagte Alfredo. Wir können nicht hinkacken, wo wir essen. Nicht paffen, wo wir dealen. Das